

Renoir als Streikbrecher.

Gelegenlich des Todes des französischen Malers Auguste Renoir erzählen Pariser Blätter eine Anekdote, die beweist, daß man die Entbedung des Talents dieses Künstlers im letzten Grunde einem Streik der Pariser Schildermeister zu danken hatte. Nachdem Renoir nämlich bei einem Porzellanmalere in der Provinz seine Lehrtätigkeit beendet hatte, war er nach Paris gekommen, um sich hier eine Beschäftigung zu suchen. Hier schloß er eines Tages durch die Stra- en und sah vor der Tür eines Ladens den Ladeninhaber, wie dieser traurigen Blicks die herumstehenden Leuten, Farneimer und Pinsel betrachtete. Auf Renoirs teilnehmende Frage, was ihm fehle, antwortete der Mann ärgerlich: „Was mir fehlt? Die Maler sind in den Streik getreten und haben alles stehen und liegen lassen. Wie wäre es denn, Junge, wenn du ihre Arbeit für sie machen würdest?“ sagte er ironisch hinzu. „Ja, warum denn nicht?“ war Renoirs Antwort. Er trat sofort auf die Leiter, nahm Paletts, Farben und Pinsel zur Hand und begann auf das Schild ein Scene im Stile Ludwigs XV. zu malen, der sich selbst ein Portrait nicht hätte schämen brauchen. Am Abend war das Schild fertig, und der ob der Leistung begeisterte Ladenbesitzer lud den jungen Mann zum Abendessen ein und brückte ihm nach der Mahlzeit ein ansehnliches Geldgeschenk in die Hände. Dann holte er einen Freund, und beide mit Revolvern bewaffnete Männer begleiteten Renoir nach Hause, um den Streikbrecher vor etwaigen Angriffen des streikenden Maler zu schützen. Durch den Erfolg ermutigt, schickte Renoir noch eine Zeit lang die Tätigkeit eines Schildermeisters fort und malte auf Schilder und Auslagen von Läden kleiner Gefäß- und Kellereibilder, die ihm für ein Schild 20 Francs einbrachten.

Bunte Zeitung.

Die Adä mit dem Erben der Ehrenlegion. Der französische General Cassouin hatte kürzlich mit seiner Adä wegen irgend einer häuslichen Angelegenheit eine heftige Auseinandersetzung, in deren Verlauf die getränkte Adä wegen des schimpflichen General in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam machte, daß sie Ritter der Ehrenlegion sei. Der ob dieser Entdeckung begrifflicherweise nicht wenig überrascht General mußte sich bald von der Richtigkeit der Tatsache überzeugen, die ihm bisher entgangen war, weil die beiseitene Adä das Bändchen der Ehrenlegion nur bei ihrem sonn-äglichen Ausgange anzuzeigen pflegte. Sie war nach dem Verlust ihres Mannes als Krankenschwester eingetreten und hatte sich bei dieser Tätigkeit durch Opferfreudigkeit und Mut so ausgezeichnet, daß sie zum Ritter der Ehrenlegion ernannt wurde. Nachdem sie im Verlauf der Demobilisierung aus dem Sanitätsdienst entlassen worden war, hatte sie sich wohl oder übel nach einer Tätigkeit umsehen müssen und war deshalb bei dem genannten General als Adä in Dienst getreten. Als der alte Hausbesitzer, daß seine Adä gar keine Ordensschwester war, gelobte er sich, wie wieder ein Wort des Tadels gegen die Ausgezeichnete laut werden zu lassen, auch wenn das Essen noch so übel geraten sollte.

Wie die Engländer ihr Wort gegenüber einem besetzten Volk halten. In kürzlichster Form waren in dem Gesetz von 1833 und durch die Proklamation der Königin Viktoria vom 1. November 1858 den Indern völlig gleiche Rechte mit den übrigen Untertanen, besonders auch bei der Bezeichnung der öffentlichen Ämter, zugesichert worden. Diese Bestimmungen wurden aber nie gehalten. Lord Salisbury gab 1881 ausdrücklich zu, daß es „politische Heucheleien“ waren, die nur den Zweck hatten, die nach den Umständen in Indien erregten Gemüter zu beschwichtigen und dem Volk Sand in die Augen zu streuen. Niemand ist ein Volk so schamlos belogen und betrogen worden wie das indische. Die Gesetze blieben ein toter Buchstabe, bis der Bischof von Curzon sie 1904 ausdrücklich für null und nichtig erklärte. „Geld“ ist ein Zanberwort, kann leere Worte und heilige Laut, der Herzschmerz weckt. „Ich bin glücklich ...“ wie oft klingt es an unser Ohr, eine kalte, nichtsagende Floskel. „Ein Glück, daß ich das noch getriegt habe!“ — Geschwätz, einseitig

hingeworfen in Vaden oder Rathaus. Ober aber das Wort wird gar mißbraucht, mit Loterie und Spiel vermengt. Geht es um dieses Glück? Nein! Das Leben selbst ist dieses Glück. Alle Leute bewahren gerne Erinnerungen auf. Arminstrams, wie ihn das Leben zusammenbringt, das Allerlei vermehrer Stunden, Kleinigkeiten, die Jugend, der noch der Himmel voll Gegen hängt. Es ist das Glück ihres Lebens, denn die kleinen Dinge sind es, die dieses Glück ausmachen, an jedem hängt der Duft eines Ereignisses, jedes hat seine besondere Geschichte, jedes ist ein Stück Leben. Glück, das der Worte bedarf, um erst Glück zu werden, das ist kein Glück, schreibt E. Sernaux in der „Gartenlaube“, das wird leicht Spielzeug in der Hand des Schicksals, wird Allermittelst, wird aus Seelenhabe Wa. I wäre, die jeder betritteln kann. — Der alte Fran'one hat einmal gesagt: „Nimmer so die kleinen Freuden anpicken, b's das große Glück kommt, und wenn es nicht kommt, dann hat man wenigstens die kleinen Glücke gehabt.“ Und dies, das Menschliche, das ist doch nun einmal das Glück. Was es nicht fühlen und erleben konnten und doch ein jeder so und so nur ganz alleine fühlt und erlebt, weil es das Herz so will: mit einem geliebten Wesen durch die Sonne zu gehen, in Schatten zu tauchen; Raubreif oder im Frühling die ersten Krokus, im Herbst die ersten Aelanen. Bewußtsein in der Julinacht. Ein stürzender Stern. Zeit sein. Nach langer Arbeit sich zur Ruhe zu legen und auf den Schlaf zu warten — wie wunderbar, wenn dieser Schlaf dann leicht kommt und sich die Glieder lösen! Ist das nicht Glück? Ist es nicht Glück, Mondlicht auf heimlichem Dach zu sehen, einen Brunnen rauschen zu hören, ein Abendläuten zu hören, ein Mädchen Auge zu finden, das den Bestürzten trübt, eine Frauenhand, die sich dir auf die Stirne legt, wenn Sorgen sie zerbrechen? Wenn der Abend kommt und dich bangt, so mach' die Trube der Erinnerung auf: die Blüten, die du einst gesammelt, werden dann von neuem duften, und aus den vielen kleinen Glücken wird dann ein anderes dir in Straußenfedern zusammenfließen, das große Glück, gelebt zu haben.

Literatur.

Leo Peruz: „Zwischen neu und neu.“ Roman. Umschlagzeichnungen von E. Th. Heine. Verlag Albert Langen in München.

Leo Peruz hat sich schon durch sein Erstlingswerk „Die dritte Angel“ als ein Autor von Bedeutung zu erkennen gegeben. Die kurz darauf erschienene, zusammen mit Paul Frank verfaßte Geschichte aus dem Groteskenreich: „Das Mangobaumwunder“ machte seinen Namen als den eines außerordentlich ergötzlichen der weltlichen Kreise bekannt. Sein jetzt vorliegender dritter Roman verweilt in noch höherem Maße die Vorgänge der beiden ersten Bücher. Jedem Leser, der es überhaupt vermag, sich mit dem Wesen eines Buches so identifizieren, mit ihm zu leben und zu leiden, wird dies hier sicher erfahren. In der ersten, in der fülle der Ereignisse unendlich langen Zeitspanne von zwölf Stunden begleiten wir den Studenten Stanislaus Demba, den meisterlich gezeichneten, grotesk-melancholischen Helden des Romans, auf seiner Fahrt durch Wien; wir fühlen seine Angst mit, ohne zu wissen, was er fürchtet, wir wissen und ahnen nicht, wovor er bangt. Gegen die Mitte der Erzählung deckt Peruz die Karten auf, und jetzt können wir bewußt mit Demba zusammen um die geschätzte Freiheit, um das einfache körperliche Freisein, dies kaum beachtete, selbstverständliche Gut, das sich jedoch, sobald es einem genommen werden soll, so unentbehrlich erweist wie Lebensluft. Demba kämpft verzweifelt gegen die Tüde des Oberstes, gegen jeden Menschen, der sich ihm unabweisbar entgegenstellt; gegen die ganze Stadt, gegen die Welt. Und er erstickt endlich — und wie mit ihm — daß er hat, worum er so wilden kämpft. Der tiefe Sinn, der diesem prächtigen Buche den Hintergrund gibt, die historische Gestaltung besitzen, sieht den Roman, der durch seine atomische Spannung einen großen Erfolg verpricht, die Anerkennung des literarischen Feinschmeckers. M. B.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung, Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 43, Fernruf 4025.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 8

Donnerstag, den 10. Januar

1920

Gurvor.

Roman von Elisabeth Rubenskierna-Benker.

(12. Fortsetzung. Nachdruck verboten.)

Sechstes Kapitel.

Im alten Lande.

Robert's und Malis' großartiges Konstitutionsgeschick zur Beschreibung „eleganter und einfacher Kleider“ hatte sich zu einem der modernsten und demgemäß gefischtesten Häuser in seinem Fach aufgeschwungen. Die Damen der Gesellschaft fanden auch, daß dieses Geschäft ein wahres Dorado war, und der Besuch dort konnte tatsächlich ein Vergnügen genannt werden. Man sah dann in dem schönen Empirealon, wo die feinsten Stoffe in Seide und Wolle nebst dem elegantesten Auspus auf den Tischen zwischen den Modestellungen ausgebreitet lagen, und wo man jederzeit einige „raffiniert moderne“ Gewänder auf den Glieberformen ausgefleht sehen konnte.

Fräulein Robert, eine kleine rundliche Dame in einem tadelloß sitzenden schwarzen Kleid und mit kleinen scharfen, schenden Augen in einem intelligenten und vor allem scharf beobachtenden Gesicht hatte ein recht vornehmes Publikum, und ihre Redensarten waren auch so „erfittlich“ wie nur möglich. Ihr Kundenkreis gehörte zu der Klasse, die bare Bezahlung fast als einen Vorzug gegen den guten Ton betrachtet, und Fräulein Robert erklärte ganz ruhig, die Kunden, von denen sie das, was ihr zutraf, schon nach einem halben Jahre erhalte, redne sie zu den solchen.

Gurvor von Hartwig hatte nun seit zwei Jahren tagaus tagen an den Verhandlungen über Farben und Schnitt teilgenommen, und sie fühlte sich manchmal tobnüde, wenn wieder einige der vielen Modediktanden ihren Rat und ihre Aufmerksamkeit ganz speziell für sich in Anspruch nahmen.

Jetzt, beim Beginn des Sechstes, herrschte besondere Eile im Geschäft. Die Ähre nach der breiten Warmortreppe stand kaum einen Augenblick still, und im Salon drückten die Damen einander die Hände, tauchten Begrüßungen und erzählten die Tagesneuheiten, bei denen auch der Klatsch nicht zu kurz kam.

Wenn die Damen nun im Herbst vom Lande hereinströmten, war eine Frage die wichtigste von allen, die ängstliche Frage, ob sie wieder geworden seien. Immer und immer wieder wurde diese Frage gestellt. Man durfte scham sein. Die Schneiderinnen sollten das Unmögliche möglich machen, einerlei durch welche Kräfte.

Gurvor stand mitten drin in all diesen Eitelkeiten und gerach sich den Kopf, um neue Vor schläge zum Auspus von diesem oder jenem Kleid zu machen. Sie hatte sich ein stehendes Mädeln und eine gewisse unabhäbare Artigkeit in ihrem Wesen angewöhnt. Die Berwunderung und Neugier der Kunden über Fräulein von Hartwigs Stellung in diesem Atelier hatte sich allmählich gelegt; aber ab und zu wurde Gurvor doch noch von aufdringlichen Fragen belästigt, die sie dann immer kurz aber vollkommen höflich beantwortete.

„Sie hat jedenfalls ihr „ai“ sagten die Kunden, wenn sie die Treppe hinuntergingen. „Armes Mädeln, es ist nicht leicht für sie, eine solche Stelle zu verlassen; aber es ist ein feines Geschäft, wo sie einer guten Behandlung sicher ist.“

Und sie bebandelten das Fräulein mit der herablassenden Rücksichtlosigkeit, die als Händdruck gleichsam zwei Finger- spitzen trifft, ohne einen Augenblick daran zu denken, wie wohl andern ein bißchen wirkliche Herzensgüte täte.

Wenn dann endlich der Tag zu Ende war und Gurvor in ihr kleines abstrichler geteiltetes Zimmer zurückkehrte, dann fühlte sie sich oft im Gemüt ebenso abgepannt wie am Körper. Sie war ja früher nie an eine so maßigenmäßige Arbeit gewöhnt gewesen, und diese sehrte nun ebenso an ihren Seelen wie an ihren Körperkräften. Wenn aber auf dem wackligen Spieltisch, der als Schreibtisch diente, ein Brief

von Alf lag, dann wurde es gleich heller in ihr. Und sie machte sich sofort an die Beantwortung.

Eines Sonntags, als sie wegen Ueberhäufung von Aufträgen auch im Geschäft tätig gewesen war, begegnete ihr ein junges, sonntäglich gekleidetes Paar, das ihr Arm in Arm entgegenkam und Gurvor froh und bekannt grüßte.

Gurvor begann sich einen Augenblick. Ach ja, es waren ihre früheren Klassenkameraden Alna Anderson und Per-Erik Nordin. Alna blieb sie stehen. Seit Monaten war sie mit niemandem zusammengetroffen, der nach ihr fragte, und mit beiden beiden konnte sie außerdem von Alf sprechen; ganz unverständlich, nur wie eine Fremde natürlich, aber diese beiden hatten ja Alf geküßt, und ihr würde es immerhin den Mut stärken, wenn sie etwas Gutes über ihn hörte.

„Darf man gratulieren?“ fragte sie fröhlich, indem sie den beiden die Hand reichte.

„Janohi, liebes Fräulein!“ antwortete Alna mit strahlendem Gesicht. „Ja, denken Sie sich, Per-Erik, der gefeierte Per-Erik ist schließlich doch mein Mann geworden.“

Per-Erik sah ein wenig verlegen aus, als er vor seiner alten Flamme stand, die ihn aberdies nicht „gefielet“ hatte; aber Gurvor war ganz natürlich, erkundigte sich, wie es ihnen gehe und seit wann sie verheiratet seien.

„Seit einem halben Jahre“, sagte Alna entzückt. „Liebes gutes Fräulein, bejahren Sie uns doch einmal und sehen Sie, wie es bei uns ist. Sie würden uns eine große Freude damit machen.“

„Ja, manz gewiß“, sagte Per-Erik hinzu. Gurvor verbrauch, das Paar an einem Sonntag zu besuchen; und sie hielt Wort. Einige Wochen in einem kalten, frostkalten Novembernachmittag, als sie sich unerschütterlich einsam fühlte, suchte sie Nordin auf, bei denen es außerordentlich süßlich und freundlich ausah.

Alna wollte für ihr gnädiges Fräulein durchaus Kaffee machen, während Per-Erik die Unterhaltung führte.

Gurvor sah auf dem kleinen harten, selbstgehefteten Sofa, das doch deutlich ein Prachtstück des Zimmers bildete. Sie sah sich mit einer gewissen genussüchtigen Sehnsucht im Zimmer um, und obgleich ihr diese nach der Willigkeit zum mangelhafte Einrichtung durchaus keinen überwältigenden Eindruck machte, so sagte sie doch, eigentlich zu sich selbst: „Welch ein unangenehmes Bewußtsein muß es sein, wenn man so eine kleine feste Heimat hat!“

„Ja, wir haben so schön wie möglich geheiratet“, sagte Per-Erik. „Denn sehen Sie, bei langen Verlobungen heißt es oft: So lange das Gras wächst, stirbt die Kuh ...“

„Ich meine, die Liebe verliert den Glanz, wenn man sie zu oft betastet. Da ist es besser, man macht alles gleich fest.“

„Ja, wenn man kann.“

„Mit den Erparnissen und der Einrichtung muß man freilich ein wenig Geduld haben, wenn man nicht schon jahrelang darauf geparkt und geschafft hat; man würde meinten beide, man könnte sich die Sorge zu zweit leichter vom Leibe halten.“

Gurvor schloß, sah aber Per-Erik mit einem warmen, verständnisvollen Blick an. Wie sehr wünschte sie, Alf würde doch denken wie er und auch lieber alles wagen, anstatt seinen Fußtritt von seinen Forderungen abzugeben!

Beim Kaffee kam das Gespräch auf die Abendstunde. Per-Erik hatte jetzt seine Scheu überwunden, und er und Alna ergingen sich in hohen Redreden über Ingenieur Malmborg.

„Ja, so einen gerechten und glüklichen Behrer kann man lange suchen“, sagte Alna.

„Aberdies, er war außerordentlich tüchtig“, stimmte Per-Erik bei. „Und er bringt es auch ganz gewiß noch recht weit in der Welt.“

„Wissen Sie, daß er nach Amerika gegangen ist?“ fragte Alna.

„Ja“, antwortete Gurvor leise.



„Und darin hast er auch, denn er hätte etwas, das einfa-
sch alle Hindernisse aus dem Weg räumt. Was er wollte,
das wollte er“, fiel Herr-Grit ein.

„Aber ein jeder Wille ist doch auch hier im Range von
Ringen“, entgegnete Gunvor.

„Überdies: aber Ingenieur Malmborg hatte nicht nur
einen starken Willen, er konnte sogar hart wie Eisen sein,
und ich glaube, er würde eher das Liebfle, was er auf Erden
besitzt, unter die Füße treten, als nur einen Holzbrett von
dem abweisen, was er sich vorgenommen hat.“

Diese Worte klangen Gunvor noch mehrere Tage lang
mit peinlicher Deutlichkeit in dem Ohren. Als sie sich nach
dem Besuch bei Nordins in ihrem eigenen Zimmer hin-
zu machen verfuhrte, warum sie sich bei Deuten, die sie doch
recht wenig kannte und die überdies als Umgang nie für sie
in Betracht kommen konnten, bejähligt gefühlt hatte, mußte
sie sich voller Scham geföhnen, daß ihr Beweggrund recht
kleinlich gewesen war: Es hatte ihr wohlgetan, wieder ein-
mal als Fräulein von Hartwig, als ein gelehrter, geehrter
Wort behandelt zu werden. Sie hatte das Gefühl gehabt,
als lehre sie bei treuergebenen Dienern ein, die ihrer früheren
Herrin nicht Gutes genug zeigen könnten, und sie hatte
unbewußt eine freiere, höhere Art zur Schau getragen, als
während der langen Arbeitsstage.

Als sie nun in ihrem alten, dunkeln Stutzerzimmer saß,
überdem sie plötzlich im wahrer Kopf gegen das Schicksal,
ein frohges Aussehen gegen ihre Lage, die sie zwang, ihre
besten Jugendjahre in einem geistlosen Kampf ums Dasein
zu verbringen. Warum? Ja, warum hatte nicht auch sie
ein Heim, warum ward sie nicht bejähligt im Arm eines
geliebten Mannes? Sie schloß den Kopf in die Hand und
gab sich Antwort, indem sie betäubt Nordins Worte über
sich wiederholte: „Wer würde er das Liebfle, was er auf
Erden besitzt, unter seine Füße treten, als einen Holzbrett
von dem abweisen, was er sich vorgenommen hatte.“

Als alles ihr nichts anderes übrig, als während dieser
langen Wartezeit lang, froh und muthig zu bleiben. Und
fest, fest an das Glück, das kommen würde, zu glauben.

In dieser Zeit wurde Gunvor bis zum späten Abend im
Geschäft zurückgehalten, und als sie eines Abends gegen halb
elf Uhr allein durch die Karabergstraße ging, sagte plötzlich
jemand hinter ihr mit ästhetischem Ausdruck: „Warten Sie,
kleines Fräulein, darf ich Ihnen Gesellschaft leisten?“

Sie wendete sich ihm um und sagte: „Ich bin's, Meister,
Gunvor.“

Der junge Seemann sah ziemlich verlegen drein, als er
näher trat und seiner Schmeißer die Hand reichte; aber seine
Stimme nahm doch einen kräftigen Ton an, als er ausrief:
„Zum Hund! Wer hätte auch ahnen können, daß sich Fräu-
lein von Hartwig um diese Zeit, auf der Straße herumtreibt!
Ich hielt dich für eine kleine Rahmannin, mit der man sich
ein wenig amüsieren könnte. Du hast übrigens einen ver-
dammt vornehmen Händel, Gunvor!“

„Aber Meister, wie kannst du die einsinken lassen, allein-
gehende junge Mädchen zu bejähligt“, rief Gunvor zornig.

„Na, wenn sie in Gesellschaft sind, wie ich mich hüten,
ihnen die Ehre angedeihen zu lassen. Const aber halten sie
es nur für eine kleine Nebenunterhaltung, darüber kannst
du dich beruhigen.“

„Das glaube ich nicht. Ich halte es für gemein, wenn
sogenannte junge Herren so oberflächliche Ehrbegriffe haben,
daß sie nur den jungen Mädchen Achtung ersiegen, die
unter dem Schutz der sogenannten Gesellschaft stehen.“

„Unsinn! Wer hätte Vult, sich in Klatschgesellschaften ein-
zulassen, besonders wenn man ein hübscherer Mann ist
und eine reiche Braut hat. Nein, solche kleine Lustsprünge
macht man im Freien, und was die kleinen Mädchen be-
trifft, so ist denen leicht zuzusehen, die gern taugen wollen.
Glaube mir, ich habe Erfahrung darin.“

„Und wenn ich nun in ein Mädchen ernstlich in dich ver-
lieben würde, Meister?“

„Er lächelte. „Was, das wäre sehr dumm von ihm!“
Gunvor war über die rohe gewöhnliche Bemerkung
ihres Bruders ganz emhört, um so mehr, als sie wußte, daß
so wie er ein großer Teil der jungen Herren aus der besten
Gesellschaft dachte, und sie sagte langsam und nachdrücklich:
„Reist du nie daran gedacht, Meister, daß du auch persönliche
Wünsche hast, und daß nicht nur der äußere Schein, sondern
auch die eigene Menschenwürde bewahrt werden soll?“

„Was! Wer wird sich mit solchem Dumbzig plagen?“
antwortete er rasch. „Geh du heim und laß dich auf's Ohr!
Ich werde dich bis vor deine Haustür bringen.“ Es ist ein
wahrer Trübsal, wenn sich ein Fräulein aus guter Familie

so abschinden muß. Warum hast du auch Gote nicht genom-
men, dann bräuhlen wir uns deiner nicht zu schämen?“

„Ich habe mir nichts aus ihm gemacht.“

„Mömanden! Sieh etwas aus dem andern machen.“

„Ja, ich kann nicht in erster Linie an den Genuß denken,
wenn es sich um einen persönlichen Einfluß handelt. Ich will
glücklich werden.“

„Guter Gott, das muß man doch auch noch daneben
werden können! Götter macht ihre Sade ausgezehret.
Weinst du, sie vernachlässige Ernst Saller? O nein!“

„Ich gebe mich ganz oder gar nicht.“

„Du bist ein Gänsehals! Und um diesem Werk so recht die
Krone aufzusetzen, nimmst du am Ende noch einen Sozial-
demokraten. Der Himmel mag wissen, wo du schließlich noch
lagern wirst. Sei du froh, daß du heute abend mit mir
zuzumengen getroffen bist, ein anderes Mal geht es dir vielleicht
nicht so gut. Von Frauenzimmern, die um diese Zeit umher-
streifen, kann man denken, was man will.“

„Meister, Meister, es ist eine Schande für dich und beines-
gleichen, daß ihr keine Achtung vor ehelicher Arbeit habt!
Ihr führt lieber das Leben eines Tagelöhns und bejähligt
schlecht eure sogenannten Ehrenschunden mit einer reißer-
ischen. Die jungen einarmen Mädchen, über die du spottest,
leben viel ritterlichere Grundzüge.“

„Auch ich das Krebsheil! Jedemfalls kannst du die Welt-
ordnung nicht von oben zu unten sehen.“

„Rein, ich allerdings nicht, aber die tausend und aber-
tausend Stimmen, die Tag für Tag immer lauter erklingen.“

„Gunvor, du bist unerträglich. Ich hier woher? Zu
einer Mansarde wahrheitsfalsch, aus Rumpen gewebte Teppiche
auf dem Boden und einen Rapp Satergrasse in der Offen-
gasse! Proßt Wahlsheit! Gesteht mir ich bei Gote zum
Austretterlein. Er hat wundervolle Weine, der reiche Knopf
... Na, gute Nacht also!“ (Fortsetzung folgt.)

Willkürliche Träume.

Die Frage, ob man willkürliche Träume erzeugen könne,
hat seit langem die Gemüter beschäftigt und hat auch bereits
längst eine bejahende Antwort gefunden. Die ersten Versuche
in dieser Richtung wurden um die Mitte des 13. Jahrhunderts
von Borne angestellt. Dieser litt viel unter Alpträumen.
Nachdem er mehrfach bemerkt hatte, daß solche bedrückenden
Träume regelmäßig eintrafen, wenn durch irgendwelche Um-
stände die freie Atmung behindert wurde, lie er an sich
und anderen Personen, die ebenfalls an Alpträumen litten,
Versuche an, die seine Bemerkungen bestätigen sollten. Witten
während des Schlafes legte er den Versuchspersonen eine
wollene Bettdecke über Mund und Nase, worauf sie sofort
in langem tiefen Jagen zu Atem begannen. Dabei wurde
das Gesicht rot, der Atmungsmechanismus setzte mit außer-
gewöhnlicher Stärke ein, und der Schlafende schrie, bis er
schließlich mit einem gewaltigen Aufschrei aus dem Bett um-
drückte und dadurch das Gesicht von der Decke befreite. In-
folgedessen wurde die Atmung wieder ruhiger und der Be-
treffende schlief weiter. Nun wurde er geweckt und erzählte,
daß er ein ganz gewaltiges Alpträumen gehabt hätte: Ein
grauenhaftes Tier wäre ihm plötzlich auf die Brust gesprungen
und hätte ihm am Hals gehindert. Typisch für die Versuche
waren die mehrfachen Erörterungen der Versuchspersonen, daß
das Auffallendste der plötzliche Sprung des Tieres gewesen
wäre, da dasselbe sonst immer schleichend über sie gekommen
sei. Voll wird hierdurch die Ansicht von der Willkürlichkeit
willkürlicher Träume bestätigt, denn der plötzliche Sprung des
Tieres trüht natürlich von der plötzlichen Verhüllung des
Gesichts her.

Ähnliche Versuche wurden später von einer langen Reihe
anderer Forscher angestellt. So ließ Gire de Bugareingues
des öfteren seine eigenen Arme unbedeckt, wenn er sich zur
Ruhe legte, und träumte dann, daß er in der Nacht auf einem
Postwagen reise. So löste sich durch einen absichtlich herbeige-
führten mechanischen Reiz die Erinnerung aus, wie dem
Reisenden in einer Kutsche während einer Nachtfahrt die
Arme kalt werden. Ein zweiter Versuch bestand darin, daß
der Forscher während des Schlafes seinen Kopf hinten unbedeckt
ließ. Er träumte infolgedessen, daß er in freier Luft
einer religiösen Fahrt bewohne. Es war nämlich zu seiner
Zeit und in seiner Gegend Sitte, stets den Kopf bedeckt zu
tragen mit alleiniger Ausnahme religiöser Veranstaltungen.

Besonders berührt geworden ist der Traum, der von
einem Franzosen, namens Marchant, beschriebe wird, und der
durch ein zu großes Experiment entstanden sein soll. Marchant
selbst berichtete: „Ich lag krank zu Bett und meine Mutter
lag neben mir. Im Traum erlebte ich die blutigen Mord-
thaten der großen französischen Revolution. Ich wurde von
das Revolutionstribunal geurteilt, sah Robespierre, Marat,
Danton, Danton und alle die anderen, die sich in jener schreck-
lichen Zeit einen Namen erworben hatten; ich disputierte
mit ihnen und wurde endlich nach einer Reihe von Erregungen,
an die ich mich nicht deutlich erinnern kann, zum Tode verurteilt.
Anschließend einer unangenehm Menigenmenge wurde
ich auf der Karre nach dem Revolutionsplatz geführt, bestieg
das Schaffot und wurde vom Schaffotrichter als bereit
gebunden. Dann fiel das Beil, und ich fühlte, wie mein
Kopf vom Körper getrennt wurde. In der fürchterlichen Angst
erwachte ich und fand, daß eine Stange des Himmelbetts
sich abgeholt und mich im Nacken einem Fallbeil gleich ge-
troffen hatte. Meine Mutter erweichte, daß dies in demselben
Augenblick geschehen ist, in dem ich erwachte.“ Wie
so häufige Beobachtungen es bejähligt haben, hat auch hier
in bemerksamer Weise ein rein äußerer Reiz den ganzen
Traum hervorgerufen, der also nur die wenigen Augenblicke
gebaut haben kann, die das Erwachen erfordert.

Große Bedeutung für die Analyse des Traumes haben
auch Wagners Experimente über die Traumenzeugung
wonnem, die er an sich selber angestellt hat. Lieh er sich z. B.
im Schlaf mit einer Feder an Lippen und Kinnlippen legen,
so träumte er von einer eligen Tortur: es schien ihm, als
würde ihm eine Bestiarie aus dem Gesicht geget und dann wieder
verworfen, sodas die Haut mitging. Wachte man eine Ehre
an einer Person, so hörte der Schlafende Sturmblenden
und sah sich in die Juni age des Jahres 1348 versetzt. Ver-
anlaßt der Experimenten an, daß ihm während des Schlafes
in den Nacken geknickt wurde, so sah er im Traum, wie ein
Krieg, der ihm als Kind behandelt hatte, ein Bajonettschiff auf-
legte.

Aus dieser langen Reihe aufzuführen Traumerfahrungen hat
später Dr. Berni den oft in der Literatur besprochenen Ge-
danken geschöpft, durch bestimmte äußere Reize die gewöhn-
lichen Träume anzunehmen und möglichst erregungsstark zu ge-
stellen. Er ermittelte geradezu die Idee einer Traum-
erzeugung, von der man sich hiezu folgende Wirkungen
versprochen, und die in der Beobachtung des Schlafenden eine
gewisse Ähnlichkeit mit der Hypnose aufwies. Jedem man
einmal schon noch wachen Zustand aus alles bejähligt
soll, was die Erfahrung als angenehmen Träumen hinderlich
lehrt, so man mittelbar auf die Träume einwirken suchen.
Meister aber empfahl Berni, daß man, besonders bei Kran-
ken, durch irgendeine einfache Einwirkung auf einen der Sinne
des Schlafenden eine Reihe von Träumen erzeugen könne.
Etwas das, daß in einem Schlafzimmer plötzlich ein sanfter
Flötenton zu Gehör gebracht wird, oder das, daß im Verlaufe
des Schlafes um den zu Beeinflussenden herum ein Villenduft
verbreitet wird.

Alle solche Versuche einer bewußten Traumverweigerung oder
eines Traumens ändern ausjähligt an ähnliche Gedanken-
gänge im Altertum. Wahrscheinlich hat dieses, das die Träume
allgemein so hoch achtete, und das so sehr die Traumverweigerung
als ein solches Mittel von einer Traumverweigerung verstanden
als das letzte Ziel. Wieviel Tempel und Heiligtümer
wurden nicht in vorchristlicher Zeit deshalb aufgeführt, weil
ihnen die mögliche Kraft zugeschrieben wurde, glückseligende
und schicksalbedeutende Träume zu schenken, sofern man in
ihnen schlief. Auch die Mysterien in jenen Zeiten schon eine
bedeutende Rolle in der Beeinflussung der Traumwelt ge-
spielt, wie auch zum gleichen Zweck gern betäubende Mittel
angewandt wurden.

Der Bergbau an der Saar.

Die Gewinnung der Steintohle im Saargebiet reicht bis
in den Anfang des 15. Jahrhunderts zurück. Sie war aber
wichtig in den andern deutschen Kohlengebieten lange Zeit
überhaupt, da bei dem großen Holzverbrauch der Gegend

dem schwarzen Mineral zunächst nur wenig Bedeutung be-
gelegt wurde. Die Kohlengrubeen fanden damals aus-
schließlich am Ausgehenden der Flüsse statt, ein eigen-
licher Bergbau war noch nirgends vorhanden. Die gesamte
Förderung aller Saarbrücker Gruben betrug in den Jahren
1744 bis 1749 durchschnittlich jährlich nur gegen 3600
Tonnen. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts
begann mit dem steigenden Verbrauch der Kohle eine
eigentliche bergmännische Gewinnung durch Tagesarbeiten
und Stollen. Aus dem bisherigen engeren Rahmen trat indes
der Steintohlenbergbau an der Saar erst zu Anfang der
1850er Jahre heraus, nachdem durch den Bau und die
Inbetriebnahme der Saarbrücker Eisenbahnen die Ab-
verhältnisse eine grundlegende Umwandlung erfahren hatten.
Die alten kleinen Landgruben mit ihrem Stollenbau ver-
loren an Bedeutung, statt ihrer traten jetzt zahlreiche Tief-
bauverfahren mit gewaltigen Dampfmaschinen die Kohle größ-
tentheils der Eisenbahn zu.

Die bergrechtlichen Verhältnisse im Saarrevier fanden
eine grundlegende Regelung durch die am 27. November
1754 von dem Fürsten von Nassau, Grafen von Saarbrücken,
Wilhelm Heinrich ausgehobene allgemeine landesherrliche
Regulation der Steintohle für den ganzen Umfang der
Nassau-Saarbrücker Lande. Die französische Republik hob
bei der Besetzung des Saargebietes in den Jahren 1793/94
alle bestehenden Sonderrechte der Territorialherren auf und
zog deren Verhältnisse als Staatsgut ein. Nach dem Über-
gang des Saargebietes an Preußen im Jahre 1815 wurden die
übernommenen landesherrlichen Bergbauverordnungen
auf Steintohlen aufrecht erhalten, das reformierte stiftliche
Bergbauwesen wurde in bestimmten Grenzen ausdrücklich fest-
gelegt. 1860 wurde das stiftliche Bergbauwesen noch erheb-
lich vergrößert, so daß es ein Gebiet von 1109,23 Quadrat-
kilometer und zwar den ganzen Kreis Saarbrücken, den
Hauptteil der Kreise Ottweiler, und Saarlouis und außer-
dem noch Teile der Kreise St. Wendel und Merzig umfaßt.
Das Saarbrücker Steintohlengebirge, eingeteilt in Ottweiler
und Saarbrücker Schichten, bedeckt an der Oberfläche einen
Flächenraum von 450 Quadratkilometer.

In der Saarbrücker Gegend gibt es Schächte, die schon
auf ein sehr frühes Alter zurückzuführen sind. Die ältesten
gelten die Schmalbachschächte, die schon 1823 angefahren
wurden. Die Gegenortschächte wurden 1843 angefahren.
Etwas später schon ein gewisser Aufschwung des Bergbaues
ein, denn 1844 folgte der Wilhelmsschacht, 1847 der Reben-
schacht I, 1851 der Heiligenschacht I, 1851 die Eisenbahn-
schächte (Altenbach), 1852 der Josephschacht, 1857 der
Kirchschacht I und Friedrichschacht. Eine neue Periode be-
gann nach dem Kriege von 1870/71, wo zuerst die Camph-
hauenschächte 1871 abgeteuft wurden.

An der Hand einiger Zahlen über die Kohlenförderung
und die beschäftigten Bergleute kann man am besten einen
Uebersicht gewinnen, wie sich der Bergbau erst langsam,
dann aber sehr schnell entwickelt hat. 1816 betrug die
Zahl der Bergleute 917 Mann, die Förderung 100 319 Ton-
nen, 1850: Bergleute 4580 Mann, Förderung 594 000
Tonnen, 1860: Bergleute 12 159 Mann, Förderung
1 956 000 Tonnen, 1870: Bergleute 15 662 Mann, Förde-
rung 2 734 000 Tonnen, 1890: Bergleute 28 928 Mann,
Förderung 6 212 000 Tonnen, 1900: Bergleute 40 546
Mann, Förderung 9 397 000 Tonnen. Im Jahre 1906
wurde die höchste Förderung mit 11 331 000 Tonnen bei
einer Bergleutezahl von 48 197 Mann erreicht. Trotzdem im
folgenden Jahre die Bergleutezahl auf 49 214 Mann stieg,
ging die Förderung doch auf 10 693 000 Tonnen zurück. Auch
im Jahre 1908 wurde die Förderung vom Jahre 1906 nicht
erreicht, sie betrug bei einer Bergleutezahl von 50 507 Mann
11 012 759 Tonnen. In den folgenden Jahren hielt sie sich
bis zum Kriege auf rund 11 Millionen Tonnen, wäh-
rend die Zahl der Bergleute auf 53 000 stieg. Die 30
selbständigen Grubenanlagen hatten 77 Fördererische.

In den vergangenen hundert Jahren hat der preussische
Staat aus den Kohlengruben an der Saar einen Reingewinn
von 600 Millionen Mark gezogen. Das ist der Grund,
weil die Franzosen jetzt die Bergwerke rauben wollen,
zumal es ihnen an ausreichenden Kohlenmengen fehlt.
Der noch gebrauchbare Kohlenvorrat ist unter Zugrunde-
legung einer größten Abbauteile von 1000 Meter unter
Abzug von 20 v. d. Abbauteile für die künftigen Koh-
lenfelder der 11 Bergsektionen auf 3660 Millionen Tonnen
für die Gruben St. Ingbert, Wöhrbach, Frenschbach,
Konfolidiertes Nordfeld und Kleintrosseln auf 100 Mil-
lionen Tonnen berechnet worden.

